
Jürgen Hasse

Was bedeutet es zu wohnen?

Anstöße zu einer Ethik des Wohnens

VERLAG KARL ALBER



Jürgen Hasse

Was bedeutet es zu wohnen?

Anstöße zu einer Ethik des Wohnens

VERLAG KARL ALBER





Onlineversion
Nomos eLibrary

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-495-99828-1 (Print)

ISBN 978-3-495-99829-8 (ePDF)

1. Auflage 2023

© Verlag Karl Alber – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, Baden-Baden 2023. Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung bei der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier (säurefrei). Printed on acid-free paper.

Besuchen Sie uns im Internet
verlag-alber.de

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der Abkürzungen	11
Einleitung	13
1. Der Raum – eine 15-fache phänomenologische Differenzierung	21
1.1 Der Ortsraum	22
1.2 Der mathematische Raum	23
1.3 Der geodätische Raum	24
1.4 Der Handlungsraum	25
1.5 Der leibliche Raum	25
1.6 Der prädimensionale Raum	29
1.7 Der Weiteraum	30
1.8 Der Engerraum	31
1.9 Der Richtungsraum	32
1.10 Der Bewegungsraum	33
1.11 Der atmosphärische Raum	34
1.12 Der Stimmungsraum	37
1.13 Der proxemische Raum	38
1.14 Der Situationsraum	39
1.15 Der architektonische Raum	40
2. Wohnen	43
2.1 Wissenschaftstheoretische Vorbemerkungen	43
2.2 »Wohnen« als Thema der Soziologie	45
2.2.1 Zum anthropologischen Charakter des Wohnens	46

2.2.2	Zum kulturellen Charakter des Wohnens	47
2.2.3	Zum rationalen und emotionalen Charakter des Wohnens (Max Weber und Georg Simmel)	49
2.3	Der Fokus der Wohnsoziologie	55
2.4	Zur Ontologie des Wohnens	60
2.5	Wohnen in der (soziologischen) Stadtforschung	62
2.6	Zum Situationscharakter des Wohnens	67
2.7	Wohnen als Verortung von Körpern?	70
3.	Wohnen – eine existenzielle Herausforderung	77
3.1	Wohnen – eine gesellschaftliche Herausforderung	77
3.2	Unbedachtes Wohnen	78
3.3	Wohnen fordert den Menschen existenziell heraus	79
3.3.1	Der Selbst- und Weltbezug des Wohnens	81
3.3.2	Wohnen in »Bewegung«	85
3.3.3	Die Rolle der Architektur	87
4.	Wohnen – eine existenzphilosophische Betrachtung	91
4.1	Annäherungen an ein geisteswissenschaftliches Verständnis des Wohnens	91
4.2	Zum existenzphilosophischen Situationsbezug des Wohnens	93
4.3	Zur Sinnlichkeit des Wohnens	95
4.4	Die Bedeutung der Technik im Wohnen	98
4.5	Der Einbruch der Sorge in das Wohnen	101
4.6	Die ethische Legitimation des Wohnens	104
5.	Wohnen als Prozess der Umfriedung und die Transformation des Urbanen	109
5.1	Was heißt heute »wohnen«?	110
5.1.1	»Wohnen« – etymologische Facetten	112
5.2	Wohnen im umfriedeten Raum	115

5.3	Zum Verhältnis von Wohnen und Denken	117
5.4	Die Transformation des Urbanen	119
6.	Wohnen als Ausdruck Worten es Lebens . . .	123
6.1	Das Wohnen bedenken	124
6.2	Zur Situiertheit des Wohnens	126
6.2.1	Wohnhöfe	130
6.2.2	Seemannsheime	131
6.2.3	Wohnen in der Gartenstadt	132
6.2.4	Die Kommune als revolutionäre Praxis	133
6.2.5	Serielles Bauen	134
6.2.6	Großwohnsiedlungen der 1960er und 1970er Jahre	135
6.2.7	Neoliberale Wohnexzesse	136
6.3	Umriss einer Ethik des Wohnens	137
7.	Die Sorge um das Wohnen in der Zukunft	143
7.1	Wohnen – Versuch einer Annäherung	143
7.2	Das Wohnen bedenken	145
7.3	Die Sorge umkreist was wird, wenn sich nicht ändert, was ist	148
7.4	Eckpunkte einer Ethik des Wohnens	150
7.4.1	Zur Macht normativer Ordnungen	151
7.4.2	Gefühle und die Macht der Normen	152
7.4.3	»Schonung« als ethische Norm	155
7.5	Das Exempel: Die Küche als existenzielle Weiche	158
7.6	Selbst- und Weltverhältnisse im Wohnen meistern	162
8.	Die Küche – Wohnraum und Welt der Tiere	165
8.1	Die Küche – ein Schicksalsort der Tiere	165
8.2	Beziehungen zum Tier: zwischen Konsum und Gefühl	166
8.2.1	Speisetiere	168
8.2.2	Haustiere als Wohntiere	170
8.2.3	Störtiere	172

9. Was bedeutet es, zu wohnen?	177
9.1 Wohnen – eine Annäherung	177
9.2 Wohnen als existenzieller Ausdruck	180
9.3 Bauen und Wohnen	181
9.4 Disparate Wohnkulturen	182
9.5 Brauchen wir eine Ethik des Wohnens?	185
10. Zur Aktualität von Otto Friedrich Bollnows Mensch und Raum	187
10.1 Bollnows Stimmung und Einstimmung	188
10.2 Heute ungewohnte Blicke aufs Wohnen	189
10.3 Der Mensch ist in Bewegung	195
11. Vom Weniger an Vielem zu einem Mehr im Ganzen	199
11.1 Bilder des Wohnens und Nicht-Wohnens	200
11.2 Obdachloses versus schönes Wohnen	202
11.3 Wohnen – ein Modus existenzieller Bewegung	205
11.4 Das Wohnhaus – eine Enklave	208
11.5 Die Dinge und ein verlorengegangenes Leben	209
11.6 »Wohnen« – Ein Blick auf die Stärke des Mangels	211
12. Leben und wohnen in der Stadt	213
13. Was heißt »gutes« Wohnen?	217
14. Wenn das Wohnen junger Menschen zum Problem wird	221
14.1 Wohnen früher und heute	221
14.2 Wozu das Wohnen bedenken?	223
14.3 Ethik des Wohnens – über das Hier und Jetzt hinaus	224
14.4 Facetten einer angewandten Ethik des Wohnens	226
14.4.1 Die allgemeine Lebensführung im Fokus der Generationen	227

14.4.2 Unterwegs sein	228
14.4.3 Das tägliche Essen	228
Literaturverzeichnis	231
Quellenverzeichnis	241

Verzeichnis der Abkürzungen

DWDS	Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache, hrsg. v. d. Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.
HWPPh	Historische Wörterbuch der Philosophie, 13 Bände, Bände 1–3 hgg. von Joachim Ritter, Bände 4–10 von Karlfried Gründer, Band 11–12 von Gottfried Gabriel. Basel und Stuttgart bzw. Basel 1971 bis 2007.
DWB	Grimm Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, 33 Bände. München 1991.
HWdAgl	Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 10 Bände, hgg. von Hanns Bächtold-Stäubli. Berlin und New York 1987.
RGG	Religion in Geschichte und Gegenwart, 7 Bände. hgg. von Kurt Galling. Tübingen 1957 – 1967.
Wasmuths	Wasmuths Lexikon der Baukunst, 5 Bände. Berlin 1929.
ÄGrB	Barck, Karlheinz u. a. (Hg.): Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden (Studienausgabe) Band 6. Stuttgart und Weimar 2000.
AT	Altes Testament
LSR	Röhrich, Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Drei Bände. Freiburg, Basel und Wien 2004.
RAC	Reallexikon für Antike und Christentum, 31 Bände. Stuttgart 1969.
KSA	Nietzsche, Friedrich: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, hgg. von Giorgio Colli und Azzioni Montinari. München 1999.

Einleitung

Für die meisten Menschen ist es selbstverständlich, eine Wohnung zu haben – ganz im Gegensatz zu den Obdachlosen, in deren tag-täglicher Notlage sich im Prinzip nichts von selbst versteht. Im bequemen bürgerlichen Wohnen entfaltet sich der Mensch als ein zumindest weitgehend selbstbestimmtes Wesen an Orten im Raum. Er richtet sich in seinen »eigenen vier Wänden« ein und strebt behagliche Atmosphären des Zuhause-Seins an. Aber kein Mensch wohnt allein in seiner Wohnung. Zwar sind Wohnungen oder Wohnhäuser Rast- und Ruheräume des täglichen Lebens, Sphären des Privaten, Freiräume grenzenloser Imagination und sonderweltliche Zonen, in denen das persönliche Leben nach ganz eigenen Maximen gelebt werden darf. Ein Mensch kann jedoch nicht *nur* in seiner Wohnung leben. Wohnend eignet er sich auch die Stadt oder das Dorf an – als »seine« Stadt bzw. »sein« Dorf. Zum Wohnort werden Stadt, Dorf und Region, wenn sie als erweiterte Räume des Zuhause-Seins *eingewohnt* werden. So verlässt man seine Wohnung, um dieses und jenes zu erledigen. Danach kehrt man allerdings in sein Zuhause wieder zurück. Hermann Schmitz merkt an: »Die Stadt kann im weiteren Sinne eine Wohnung sein.«¹ Noch näher als der Raum der Stadt – in räumlicher wie in psychologischer Hinsicht – ist den meisten Menschen der zur Wohnung gehörende Garten (sofern es einen solchen gibt). Selbst die Kirche² bezieht Schmitz in die umfriedete Welt des Wohnens ein. In der Gegenwart anhaltender Säkularisierung dürften jedoch viele Menschen eher die Sporthalle als einen dem Wohnen zugehörigen Raum erleben als die Kirche, die ihnen eine verblassende Wertewelt repräsentiert.

Hermann Schmitz versteht das Wohnen als eine »Kultur der Gefühle im umfriedeten Raum.«³ Damit denkt er das Wohnen kategorial anders als Martin Heidegger. Zwar kommt es auch ihm auf

¹ Schmitz: Atmosphären, S. 62.

² Vgl. ebd.

³ Ebd.

gelebte Beziehungen zu Orten und Räumen an, aber bei Heidegger sind es nicht die emotionalen Bindungen an die eigenen vier Wände, die für das Wohnen von zentraler Bedeutung sind. In der Mitte seines Wohn-Begriffes steht das Sein und Wirken des Menschen *auf der Erde* und nicht allein in der Wohnung, dem Garten und der Stadt. Dass die Menschen in Zimmern wohnen, versteht sich in den westlichen sogenannten Hochkulturen von selbst. In der Vorzeit wohnten sie in Höhlen, Hütten, Gruben und Zelten. Mit anderen Worten: sie fristeten ihr Leben in überwiegend archaischen und oft nur temporären Behausungen. Nicht selten hatten sie lediglich einen einzigen Raum, in dem sie sich um die Mitglieder der Familie bzw. Sippe kümmerten – z.B. in der Begleitung der Gebärenden wie der Sterbenden.

In der Welt bürgerlichen Wohnens haben die Wohnungen der Menschen meistens mehrere Zimmer. Allein der Begriff des »Wohnzimmers« weist auf eine zweckorientierte Parzellierung der Räume einer Wohnung hin. Das Wort »Wohnzimmer« suggeriert die Vorstellung, das eigentliche Wohnen fände insbesondere, wenn nicht ausschließlich darin statt. Es gibt aber neben dem »Wohn«-Zimmer auch noch Räume für spezielle Funktionen (Fremdenzimmer, Speisezimmer, Schlafzimmer und Geschäftsraum⁴, mehr noch Kellerraum, Abstellraum und Toilette). Im Unterschied zu diesen speziellen Räumen einer Wohnung dient das Wohnzimmer der Geselligkeit bzw. der Zusammenkunft der Wohnenden: »gewöhnlich hielten wir uns ... zur grossmutter, in deren geräumigem wohnzimmer wir ... platz zu unsern spielen fanden.«⁵ Implizit suggeriert der Name »Wohnzimmer«, dass alle anderen Räume einer Wohnung *nicht* dem Wohnen dienen. Gibt es also in einer Wohnung räumliche Zonen und Bereiche, die *nicht* für das Wohnen da sind? Und: Kann man *nur* in einer Wohnung wohnen? Ein Rückblick in die Geschichte des Wohnens öffnet die Perspektiven.

Im 19. Jahrhundert gab es das Wohnzimmer in der heute selbstverständlichen Form und sozialen Funktion oft noch gar nicht – jedenfalls nicht als einen der Bequemlichkeit der Familie gewidmeten, atmosphärisch gesonderten Raum der Behaglichkeit. Beschreibungen von Friedrich Engels über Wohnsituationen in London zur Zeit des späten 19. Jahrhunderts geben eine Vorstellung von nicht nur hygienisch prekären Lebenslagen als Folge des Aufenthalts in

⁴ Vgl. DWB: Band 30, Sp. 1236.

⁵ Ebd.

einem einzigen Raum, in den die Angehörigen einer Familie nur mit Mühe hineinpassten. Deshalb finden sich zur Etymologie des Wortes »Wohnzimmer« auch Hinweise auf multifunktionale Nutzungspraktiken: »ein Raum ..., der zugleich als schusterwerkstatt, wohn- und schlafzimmer diente«⁶. Das »Wohnzimmer« diente den Wohnenden tatsächlich in einem weiteren Sinne für unterschiedliche Zwecke. Zum einen war es allgemeiner Aufenthaltsraum, zum anderen aber auch Schlafraum mit Alkoben (das waren die in einem Wohnzimmer angebrachte »schlafstellenbehältnisse«⁷). Noch heute ist das Wohnzimmer für viele (vor allem ältere) Menschen mit traditionell-kleinbürgerlichen Lebensstilen die »gute Stube«, der repräsentative Raum, in dem man zeigt wer man ist und was man hat. In der Lebenspraxis der Mehrheitsgesellschaft dürfte er schon längst zum Fernsehraum mutiert sein und u.a. dazu dienen, die Menschen mit den »Wahrheiten« der Massenmedien zu versorgen.

Allzumal in der Gegenwart globaler ökologischer Krisen sowie sich zuspitzender soziökonomischer Disparitäten reklamiert sich eine neue Sicht auf das Wohnen der Menschen. Dabei ginge es nicht in erster Linie um die behagliche Einrichtung in atmosphärisch umwölkenden Wohnzimmern auf der einen Seite und das prekäre Hausen in erbärmlichen Unterkünften am Rande der Welt auf der anderen Seite. In den Fokus rückt mit Nachdruck die durch und durch existenzielle Frage, wie die Menschen auf der Erde wohnen. Im Sinne von Heidegger konkretisiert sich dieses metaphorische Verständnis des Wohnens in konkreten Praktiken des Lebens an Orten und durch Orte im Raum. Wer wohnt, ist danach nicht nur in seinem (mehr oder weniger trauten) Heim ansässig, führt sein Leben darüber hinaus auf höchst unterschiedliche Weise zwischen Städten, in Regionen, im ganzen Land und unterwegs – in aller Regel in einem unbedachten wie beharrlichen Zugriff auf natürliche und soziale Ressourcen. Auf globalem Maßstab hat sich in der Gegenwart das ganze Dilemma einer ruinösen Bewohnung der Erde unmissverständlich gezeigt. *Wohnend* haben die Menschen die Erde in eine Benutzeroberfläche verwandelt, ihre Ressourcen ausgebeutet und sich der Verantwortung für die Sicherung der Regenerationsfähigkeit menschlicher Lebensgrundlagen entzogen. Die Folgen rücksichtslosen Nehmens zeigen

⁶ Ebd.

⁷ Ebd.

das dystopische Gesicht einer Natur, die für den Menschen keine gute Zukunft erwarten lässt.

Dass der gesellschaftlich praktizierte Mensch-Natur-Metabolismus zu strukturellen Schiefen in den natürlichen Ökosystemen führen und eine Gefährdung der Lebensgrundlagen der Menschheit zur Folge haben musste, hätte politischen Akteuren bereits in den späten 1960er Jahren bekannt sein müssen. Ein das Wirtschaften in den kapitalistischen, kommunistischen und sozialistischen Gesellschaften bestimmender Habitus des Nehmens hatte sich schon vor Dekaden nachhaltig von einer ökologischen wie ethischen Pflicht zur ausgleichenden Gabe entkoppelt. Spätestens legte der 1980 über 1.400 Seiten lange Bericht *Global 2000*⁸ an den Präsidenten der USA die heute so »aktuell« erscheinenden Diagnosen und Prognosen zur Situation des globalen Klimas in bereits relativ zutreffenden Umrissen dar. Einen hinreichenden Grund, Maßnahmen für eine Revision des Mensch-Natur-Verhältnisses zu ergreifen, sahen Entscheidungsträger in Politik und Wirtschaft darin aber nicht. Eine – einstweilen vor allem rhetorische – Selbstverpflichtung zur ethischen Legitimation von Eingriffen in ökologische und soziale Systeme zeichnet sich erst in der Gegenwart ab.

Heidegger verstand das Wohnen als Ausdruck des Lebens und rückte es in den ethischen Rahmen einer Pflicht zur Rechtfertigung aller Wechselbeziehungen, die dem Wohnen der Menschen zugute kommen sollten. Alle Lebensweisen, die in nahen und fernen Räumen auf Kosten anderer Menschen gehen, werden damit denkwürdig – vom täglichen Essen und dem Konsum der Kleidung bis zum Verbrauch von Energie. Die ethische Revision des Immer-so-weiter-Wohnens beginnt mit dem kritischen Bedenken der Frage, was uns die Bedingungen des Wohnens für das Leben im Hier und Jetzt bedeuten und ob wir in der gewohnten Fülle weiterleben müssen und wollen. *Schonungsorientierte* Lebensmaximen könnten z. B. über die Relativierung materieller zugunsten postmaterialistischer Werte Brücken zu ethisch sensibilisierten Lebensweisen anbahnen. Prinzipien, die sich nicht in erster Linie am *Haben* von Gütern und Dingen orientieren, sondern sinnstiftende Modi des Mit- und Füreinander-Daseins anstreben, situieren das Subjekt vor dem Hintergrund existenzieller Sorge um eine Welt, die ohne die Natur gar nicht gedacht werden kann. Heidegger wollte einen verantwortlichen Blick aufs Wohnen

⁸ Council of Environmental Quality: *Global 2000*.

werfen, um den Menschen die Art und Weise bewusst zu machen, *wie* sie ihr Leben führen. Das Bedenken des Wohnens wäre dabei weder ein singuläres noch ein einmaliges Projekt. Es verlangt die historisch immer wiederkehrende Bewertung der Licht- und Schattenseiten aller Praktiken des Lebens, die sich im Wohnen zu erkennen geben.

Heidegger verknüpfte seinen ethischen Imperativ der *Schonung* mit der Forderung nach einem verantwortlichen und sorgsamem Umgang des Menschen mit seinesgleichen und der Natur. Schonung entspricht in etwa dem, was wir heute mit der Idee der »Nachhaltigkeit« meinen. Nur ist der Begriff der Nachhaltigkeit zu einer zerredeten Floskel verkommen, die eine politisch nur noch schwache Kraft hat und in seiner lebenspraktischen Bedeutung schon abgestorben ist.

Wie Heidegger das Wohnen nicht in einem einfachen Sinne versteht (wie das »Innehaben einer Unterkunft«⁹), so nicht das Bauen. Das gehört nämlich nicht nur zum Wohnen; es *macht* das Wohnen auch. In der Konsequenz müssen wir deshalb »die gewöhnliche Vorstellung vom Wohnen fahren«¹⁰ lassen. Bauen ist zwar im allgemeinsten und einfachsten Sinne ein *herstellendes* Bauen mit Baustoffen zur Errichtung von Häusern und allen möglichen Bauten. Heidegger meint über das einfache Herstellen hinaus vor allen Dingen pflegendes und hegendes¹¹, also schonendes Bauen. Das Bauen verdankt sich folglich ganz essentiell dem Bedenken des Wohnens. Eine besondere Form dieses Bedenkens sieht er im Dichten. Mit Hölderlin begreift er es als Maß-Nahme, »durch die sich die Vermessung des Menschwesens vollzieht.«¹² Als Maß kommt aber keine tagesaktuelle Rationalität zielorientierten Tuns in Frage, sondern Gott. Indes nicht »der« Gott der christlichen Mythologie, keine denkbare, vorstellbare oder wie auch immer konkretisierbare Gottesgestalt. Man muss an diesem Punkt rekapitulieren, dass Heidegger in *Bauen Wohnen Denken* von »den Göttlichen« spricht und damit der Vorstellung eines personalisierbaren Gottes einen Riegel vorschiebt. Und so bleibt Gott als »Maß« des Dichtens und damit als Maß wohnenden Bauens in seiner Bedeutung offen, unbestimmt, rätselhaft und geheimnisvoll. Indem sich der Dichter des »Sichverbergenden«¹³ annimmt, steht

⁹ Heidegger: »... Dichterisch wohnet der Mensch ...«, S. 193.

¹⁰ Ebd.: S. 192.

¹¹ Vgl. ebd.: 195.

¹² Ebd.: S. 200.

¹³ Ebd.: S. 204.

Gott für das Fremde, das Rätselhafte, das sich der Macht des Menschen Entziehende und abgründig Beunruhigende.

Das Wohnen verlangt nach Heidegger das Bauen. Mehr noch: Wohnen vollzieht sich im Bauen. Dieses bauende Wohnen bedarf des Bedenkens¹⁴, das wiederum im Dichten Orientierung sucht. Das Dichten – kein Dichten im gewöhnlichen Sinne – dient dem Finden eines Maßes für das dem Wohnen dienende Bauen. Dem Er- bzw. Ver- und Ausmessen kommt eine zentrale Bedeutung für das Maß »schonenden« Bauens zu. Das (vierfältige) Schonen¹⁵ gestaltet sich als ethische Praxis des Wohnens, die einem geradezu radikalen Gebot der Rücksichtnahme folgt. Das mit dem dichterischen Bedenken des Wohnens ins Spiel kommende göttliche Maß ist nicht auf die christlichen Religionen bezogen. Gott und das Göttliche stehen vielmehr für ein Heiliges, das zum Maß wird, »mit dem der Mensch sein Wohnen, den Aufenthalt auf der Erde unter dem Himmel, ausmißt.«¹⁶ Seinem menschlichen Wesen wird er gerecht, wenn er die Erfahrungsweisen des Heiligen (im Gewährwerden des Rätselhaften, des absolut Unerklärlichen und all dessen, was die menschlichen Vorstellungsvermögen überschreitet) in sein Wohnen einbezieht. So mündet die Metapher von Gott und den Göttlichen mehr in eine Schonung des Menschen und seiner Welt als in eine Gottgläubigkeit, die in Narrativen christlicher Mythologie wurzelt. Heideggers *Bauen Wohnen Denken* bedarf keines Regresses auf eine jenseitsweltliche Gerechtigkeits-, höhere Gerichts- und überweltliche Ordnungsinstanz. Es ist die menschliche Existenz im Hier und Jetzt, die in der Sorge über das eigene Selbst hinausdenkt und -fühlt. In der Sorge verbindet sich der Mensch mit allen anderen Arten auf der Erde, denen sie heute und morgen Grundlage allen Lebens ist.

Die Beiträge dieses Bandes

Alle 14 Beiträge dieses Bandes nehmen ihren Ausgang im Verständnis des Wohnens, wie es Martin Heidegger im Rahmen des 2.

¹⁴ »Genug wäre gewonnen, wenn Wohnen und Bauen in das Fragwürdige gelangen und so etwas Denkwürdiges blieben.«; Heidegger: *Bauen Wohnen Denken*, S. 48.

¹⁵ »die Erde retten, den Himmel [zu] empfangen, die Göttlichen [zu] erwarten, die Sterblichen [zu] geleiten«; ebd.: S. 46.

¹⁶ Heidegger: »... Dichterisch wohnt der Mensch ...«, S. 199.

Darmstädter Gesprächs in einem Vortrag 1951 umrissen hat. Das Heidegger'sche Denken des Wohnens darf in seiner existenzphilosophischen Pointierung bis heute als richtungsweisend angesehen werden. Wohnen entspricht vor diesem Bedeutungshintergrund nicht dem gemütlichen Zusammensein auf behaglichen Inseln »schönen Wohnens«, wenn die Menschen ihr Wohnen auch wesentlich als Aufenthalt in den eigenen vier Wänden auffassen mögen. Was den gegenwärtigen Menschen lebensweltlich ihr »Wohnen« bedeutet, hat indes nur am Rande mit dem zu tun, was Martin Heidegger darunter zu verstehen geben wollte. Es ist vielmehr verwirrend und unbequem »für das billige Allesverstehen des täglichen Meinens, das sich gerne als das Richtmaß für alles Denken und Besinnen behauptet«¹⁷.

Heidegger will das Wohnen bedenken, es im Denken bewahren, um es in Praktiken schonenden Bauens zu leben. Dieses spezielle Denken des Wohnens steht im Zentrum aller Beiträge; Redundanzen sind damit unvermeidlich. Sich wiederholende Zitate und Argumente werden indes in je eigene Denkkzusammenhänge eingebettet. In je eigenen Argumentationszusammenhängen und mitunter grundverschiedenen Beiträgen wird Heideggers Art das Wohnen zu denken, für den Entwurf von Umrissen einer Ethik des Wohnens nutzbar gemacht. Die sich variierenden Denkwege öffnen thematisch immer wieder andere Herangehensweisen an das Wohnen. Die Vielfalt der Perspektiven lässt den Nutzen des Heidegger'schen Wohnverständnisses für die Begründung einer zeitgemäßen (ökologischen) Ethik des Wohnens deutlich werden.

Zwölf der in diesem Band zusammengefassten Beiträge sind seit 2018 erschienen, die meisten ab 2021. Ein älterer Text aus dem Jahre 2005 ist weitgehend neu gefasst worden. Die Beiträge sind in unterschiedlichen Medien erschienen – in Zeitschriften, die den Zeitungen zugerechnet werden (z.B. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Beilage der deutschen Wochenzeitung *Das Parlament*), in philosophischen Zeitschriften (z.B. *Zeitschrift für Kulturphilosophie*), Publikationsorganen der Politischen Bildung (z.B. *Bürger & Staat*), in sozialwissenschaftlichen Jahrbüchern (hier *Jahrbuch für christliche Sozialwissenschaften*), Handbüchern (z.B. *Handbuch Stadtsoziologie*) sowie in Sammelbänden, die thematisch einen direkten oder indirekten Bezug zum Wohnen haben.

¹⁷ Ebd.: S. 201.

1. Der Raum – eine 15-fache phänomenologische Differenzierung

In der lebensweltlichen Wahrnehmung verstehen sich Eindrücke des täglichen Lebens von selbst – mit einer Metapher von Hermann Schmitz gesagt: »mit einem Schlag«¹⁸. Das liegt daran, dass die intuitive Wahrnehmung ganzheitlichen Charakter hat. Sie zerlegt nicht alles analytisch in Einzelteile, was sich den Sinnen darbietet, um die Teile sodann summierend zu einem Ganzen erst wieder zusammenzusetzen. Allerdings genügt die selbstverständliche Erfassung von Eindrücken speziellen, insbesondere professionellen Anforderungen nicht. Wer Räume entwerfen und für bestimmte Funktionen architektonisch gestalten will (Abstellkammer, Wohnhaus, Platz), muss auch das »Ganze« sehen (die Abstellkammer im Wohnhaus, den Platz in der Stadt). Erst in der *Synthese* des ganzheitlichen und analytisch segmentierenden Blicks lässt sich Architektur *als Ganzes* kritisch bewerten. Der Anspruch mehrperspektivisch reflexiven Tuns bezieht sich auf alle Gestaltungsparameter – von der Raumgröße (auf Funktion und Ausstattung eines Raumes bezogen), über die Belichtung (an praktischen wie ästhetischen Ansprüchen orientiert), die Verwendung von Baumaterialien (bautechnisch und ökologisch angemessen sowie auratisch affizierend) bis hin zur Akustik (in deren Tonalität ein Raum sich auch selbst zu Gehör bringt).

Doch nach welchen theoretisch wie praktisch tragfähigen Kriterien soll ein Raum differenziert betrachtet werden? Mit lebensweltlicher Evidenz suggeriert sich die Unterscheidung nach Funktionen (Wohnräume, Betriebsräume, Büroräume etc.). An eine kleine Wohnung werden jedoch andere Ansprüche gestellt als einen Wohnblock oder eine Villa. Auch kommt es auf die Einbettung einer Funktion in den jeweiligen räumlichen Kontext an (Einfamilienhaus vs. Einheit mit 300 Wohnungen). Ähnlich ist es bei Betriebsräumen (kleiner Schlossereibetrieb vs. chemischer Industriebetrieb) oder bei Büroräumen (innerhalb einer Weise oder in einem 20-stöckigen

¹⁸ Schmitz: System der Philosophie, Band III/Teil 1, S. 21.

Bürohochhaus). Zudem variieren alle auf Weise en Raum bezogenen Gestaltungs- und Ausstattungsansprüche mit tendenziell unendlichen Variablen (technologischen, historischen, normativen, Rationalitätsspezifischen etc.).

Um theoretisch unbefriedigend Weise benden Raum-Kategorisierungen zu entgehen, will ich im Weise enden der Frage Weise gehen, wie ein Raum im Allgemeinen *ist* und in seinem Wesen wirkt. »Wesen« meint dabei (etymologischen Wurzeln folgend) die Modi des Seins und We Weise sowie die Art und Weise, wie etwas sinnlich erscheint. Ein Wesen in diesem Verständnis ist keine höhere Spezies, die in einer spirituellen oder mystischen Haltung »geschaut« werden könnte. Das wesenhafte Erscheinen (von Dingen wie Türen, Lampen, Fußbodenplanken aber auch von Wind und Schatten, Wärme und Luftfeuchtigkeit etc.) rückt dabei ins Frage- und Erkenntniszentrum phänomenologischer Raumforschung.

Im Folgenden sollen 15 Raumbegriffe skizzenhaft entfaltet werden. Nicht mit dem Ziel der kategorialen Unterscheidbarkeit des einen Raumes vom anderen, sondern mit dem Ziel der Schärfung der Aufmerksamkeit gegenüber spezifischen Erscheinungsweisen ein- und desselben Raumes. Mit anderen Worten: ein jeder Raum (vom Klassenzimmer bis zur gekühlten Fischauktionshalle, vom Kinderzimmer bis zum Automobil-Verkaufsraum) kann unter erkenntnistheoretisch wechselnden Perspektiven seines Da- und So-Seins bedacht werden. Die folgenden Unterscheidungen gehen implizit auch der Frage nach, was Räume mit uns machen und wir mit ihnen.¹⁹

1.1 Der Ortsraum

Das Gartenhaus steht zwanzig Meter hinter dem Wohnhaus, und der Hühnerstall ist davon noch einmal drei Meter in südöstlicher Richtung entfernt. Im Ortsraum sind die Lagebeziehungen relativ. Distanzen sind in einem objektivierbaren Sinne messbar. Der Ortsraum kennt kein *Hier* und kein *Dort*. Er bedarf keiner lebenden Subjekte. Der Hühnerstall ist *immer* dreiundzwanzig Meter von der Hintertür des Wohnhauses entfernt, ganz gleich ob jemand zu Hause ist oder die Wohnung aufgegeben hat. Die Abstände, um die es im Ortsraum

¹⁹ Vgl. Hasse: Was Räume mit uns machen.

geht, sind gegenüber dem erlebenden, fühlenden und denkenden Menschen neutral. Der Ortsraum ist in gewisser Weise ein »toter« Raum. Dennoch ist er (als constellationistisches bzw. systemisches Gebilde) für das architektonische Entwerfen und das tatsächliche Bauen unverzichtbar. Häuser lassen sich nämlich nur an Stellen im »tatsächlichen Raum«²⁰ bauen; in imaginären Sphären können sie zwar erdacht aber stofflich nicht realisiert werden. Physischen Bauten ist es »egal«, ob es Menschen gibt, die in sie einziehen, um sie zu bewohnen oder ob sie als Spekulationsobjekte leerstehen.

Aus dem Ortsraum kommen auch die Baustoffe: der Granit aus dem 40 Km entfernten Steinbruch oder aus dem Baumarkt vor der Stadt und die Buchenhölzer aus einem bayerischen Forst oder dem Sägewerk des Nachbardorfes. Dies schließt ein, dass die Richtungen im Ortsraum umkehrbar sind. Diesseits der sozialen und ökonomischen Welt macht es keinen Unterschied, ob das Bauholz vom Wald an die Baustelle transportiert wird oder (so widersinnig das auch sein mag) von der Baustelle in den Wald. Richtungen basieren im Ortsraum allein auf relationalen, metrischen Abständen.

1.2 Der mathematische Raum

Dem Ortsraum liegt der mathematische Raum zugrunde. Er ist berechenbar und für den architektonischen Entwurf ebenso unverzichtbar wie für das handwerkliche Bauen mit Stahl, Stein und Holz. Ein Haus kann seinen gebrauchsbedingten physischen Belastungen nur standhalten, wenn es statisch richtig berechnet und handwerklich gut errichtet ist. Nur dann zerbricht es nicht unter dem Druck seiner Belastung. Die Einhaltung der Regeln der Mathematik, Physik und Chemie ist für den Erfolg des Bauens von Häusern, Tunneln, Brücken und Fahrstuhlschächten unverzichtbar.

Der mathematische Raum hat (berechenbare) Kanten, Flächen und Ecken. Konstruierte 90- oder 45-Grad-Ecken sind zugleich aber auch sinnlich konkret *erlebbare* Ecken, an denen man sich stoßen kann. Die unregelmäßige Oberfläche des aufgeschütteten Fußweges

²⁰ Als »tatsächlichen Raum« versteht von Dürckheim den konkret gegenwärtigen Raum, wie er sich »in gegenständlicher Abständigkeit als eigenständige leibhafte Wirklichkeit einer bestimmten Sinneinheit an einem objektiven Platz in einem weiteren Herum präsentiert.«; Dürckheim: Untersuchungen zum gelebten Raum, S. 61.